

werden sollte. Ersteres gelang erstaunlich oft, Letzteres blieb bloßer Wunsch. Aber richtig neu ist das alles nicht. Ob man Clemens VI. eine „mangelnde Aufmerksamkeit für Details“ (S. 150) unterstellen sollte, ist fraglich. Gewiss, seine Verhandlungsführung erscheint zu Recht in wenig gutem Licht, doch ist dies eben auch der ungeheuren Detailverliebtheit des Roger-Papstes geschuldet, der gleichzeitig zu viel regeln bzw. kontrollieren wollte – das beste Beispiel ist die nicht nur im englisch-französischen Konflikt, sondern auch in Neapel zu beobachtende Doppeldiplomatie.

Ein dritter Abschnitt widmet sich schließlich den Strukturen und Wirkungsweisen päpstlicher Diplomatie während des Hundertjährigen Krieges – dahinter verbirgt sich der Versuch einer systematischen Durchdringung der im vorherigen Abschnitt angeführten Fallbeispiele mit durchaus bedenkenswerten Bemerkungen zur Unterscheidung von Nuntien und Legaten oder zur Organisation von Friedensgipfeln. Dass dies erst nach 300 Seiten geschieht, ist bedauerlich, hätte sich doch der Leser – in der Masse der ausgebreiteten Details versinkend – bereits zu einem sehr viel früheren Zeitpunkt einen stärker systematisierenden Zugriff gewünscht.

Angesichts quälender Lektüererfahrungen und vergleichsweise schmalen Erkenntnisgewinns bleibt nur ein Fazit: Dieses Buch hätte so niemals erscheinen dürfen.

Ralf Lützelshwab

Neuzeit · Neueste Zeit

BERND HAUSBERGER: *Die Verknüpfung der Welt. Geschichte der frühen Globalisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert* (= Expansion – Interaktion – Akkulturation. Globalhistorische Skizzen, Bd. 27). Mandelbaum Verlag, Wien 2015, 208 S.

Ausgangspunkt für die vorliegende Darstellung ist die Beobachtung des Autors, dass in

der Vielzahl der in jüngerer Zeit vorgelegten Globalgeschichten (Christopher A. Bayly, Patrick Manning, Jürgen Osterhammel, Wolfgang Reinhard) „die iberische Expansion und die Bedeutung Lateinamerikas chronisch unterbewertet“ werde (S. 8). Diesem Bild möchte Bernd Hausberger als Lateinamerikahistoriker – wissenschaftlich in der „Wiener Schule“ der Globalgeschichte verankert und seit 2006 in Mexiko lehrend – mit einer multipolaren Perspektive auf die Globalisierung der Frühen Neuzeit zu Leibe rücken, in der das iberisch-amerikanische Moment angemessener als bisher berücksichtigt werden soll. Er verfolgt dabei einen interaktionsgeschichtlichen Ansatz, mit dem er künstliche Gegensätze wie intern/extern oder Zentrum/Peripherie aufweichen und das multipolare Zusammenwirken verschiedener Weltregionen zeigen will. Dabei soll auch mit dem hegemonialen Bild von der historischen Periodisierung der Globalisierung aufgeräumt werden, die in seinen Augen im 16. Jahrhundert einsetzt und unter der er den „Prozess des Aufbaus weitreichender, tendenziell, aber meist nicht real den Erdball umspannender Beziehungsnetze“ versteht (S. 8). Die Motive der Akteure beim Aufbau dieser Zusammenhänge sieht er vor allem im Handel, in der Verbreitung von Religionen und in der Ausdehnung von Macht.

Nach einleitenden Erläuterungen zu Globalgeschichte und Globalisierung sowie deren Periodisierung widmet sich Hausberger in jeweils eigenen Kapiteln den einzelnen Interaktionsschienen der Verknüpfung: erstens den Kenntnissen der Akteure von der Welt und ihrer Ausbreitung, zweitens der Imperien- und Staatenbildung, drittens der Ausbreitung von Religionen und den damit verbundenen Missionsprozessen, viertens (am ausführlichsten) der wirtschaftlichen Expansion in Gestalt des Handels sowie fünftens den Migrationsprozessen. In allen Fällen zeichnet er ein tatsächlich weltumspannendes und facettenreiches Bild der Entwicklungen

auf dem jeweiligen Gebiet. Unverkennbar ist aber entsprechend der eigentlichen Zielsetzung das Bemühen Hausbergers in diesem breiten Panorama die Bedeutung Lateinamerikas und der iberischen Expansion herauszustreichen. Abschließend fasst er seine Position noch einmal zusammen.

Die Grundannahme besteht darin, dass die bereits vor 1500 existierenden Großregionen der Welt danach durch die Seefahrten und Eroberungen der iberischen Königreiche Portugal und Spanien und folgend auch durch andere Monarchien mittels Mission, Handel und Migration zu einem System verknüpft wurden, das früh interdependente Züge aufwies. Abgesehen von technologischen Phänomenen war nach Hausberger alles, was die heutige Situation kennzeichnet, schon in der Frühen Neuzeit zu beobachten: Verdichtung des Weltverkehrs und des Welthandels, transkontinentale Geldflüsse und Migration, neue Informationsnetzwerke, Transkulturalität, Kultur- und Wissenstransfer etc. Er verweist selbst darauf, dass sich beispielsweise das Ausmaß des Welthandels damals quantitativ von dem des 19. Jahrhunderts oder des heutigen unterschied, und stellt dann die Frage: „Doch ab wann bedeutet ein quantitativer Unterschied eine qualitative Differenz?“ (S. 12) Diese neue Qualität würde dann begründen, von diesem Zeitpunkt an von Globalisierung zu sprechen. Diese entscheidende Frage wird aber nicht beantwortet und führt in der Tat so auch nicht weiter. Vielmehr kann sich der qualitative Unterschied eben nicht in unterschiedlichen Quantitäten erschöpfen, sondern bedarf eines funktionalen Moments. Auch im Resümee wird diese neue Qualität – nämlich der systemische Charakter der globalisierenden Zusammenhänge – lediglich behauptet (S. 173), aber nicht begründet oder erläutert.

Wenn die moderne Globalisierung, deren Beginn meist im 19. Jahrhundert angesiedelt wird, ihre Anfänge – wie von Hausberger dezidiert vertreten – eher im 16. Jahrhun-

dert genommen haben soll, so verweist das zwar darauf, dass historisch gesehen alles seine Vorläufer und Voraussetzungen hat, aber eine überzeugende Zäsurenbildung erfordert mehr als eine zusätzliche Anhäufung von Quantitäten. Eine systemische Funktion der zunehmenden weltumspannenden Interdependenzen findet sich wohl doch erst mit dem entwickelten Industriekapitalismus ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Insofern ist es auch bezeichnend, dass Hausberger der „Verwandlung der Welt“ (Osterhammel) im 19. Jahrhundert die „Verknüpfung der Welt“ – man könnte manchmal beim Lesen meinen – entgegenstellt, besser aber voranstellt. Letztlich hängt die Frage der Periodisierung der Globalisierung – wie immer – von der Fragestellung und dem eigenen Blickwinkel ab, und wenn man, wie Hausberger, die Verknüpfung der verschiedenen Räume an sich in den Mittelpunkt stellt, dann muss man im 16. Jahrhundert den entscheidenden Ausgangspunkt sehen, als diese Verknüpfung weltumspannend wurde und blieb. Wenn man aber die Konsequenzen dieser Zusammenhänge und deren Reproduktion aus sich selbst heraus in das Zentrum rückt, wird man wohl eher im 19. Jahrhundert den Ausgangspunkt der heutigen Globalisierung sehen wollen.

Über diese und andere in dem Band angeschnittene Fragen wird sicher weiter gestritten werden. Stellenweise nimmt die vorliegende Studie dabei – ob gewollt oder ungewollt – den Charakter einer Streitschrift gegen die Überbetonung des 19. Jahrhunderts und der Bedeutung Nordwest-Europas sowie für die frühe Globalisierung und die iberische Expansion an. Gleichwohl ist sein Anliegen, der oft als selbstverständlich vorausgesetzten iberischen Expansion in der Phase der frühen Globalisierung mehr Raum zu geben, von künftigen Historikern ernster zu nehmen.

Hausberger zeigt in diesem Buch eine enorme Kenntnis der vorliegenden Literatur und kann damit auch die Entwicklungen in

zahlreichen Regionen der Welt (und nicht nur in Lateinamerika) behandeln, wobei ihm seine Mit-Herausgeberschaft der zwischen 2008 und 2011 in Wien erschienenen Globalgeschichte zweifelsohne zugutekommt. Allerdings ist es hilfreich, wenn der Leser die einschlägige Literatur zumindest in Ansätzen kennt, da auf dem knappen Raum vieles nur angedeutet werden kann. Alles in allem legt Hausberger damit ein – auch zum Weiterlesen an anderer Stelle – anregendes Buch vor.

André Steiner

EBERHARD WOLFF: *Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära. Die Architektur einer modernen jüdischen Identität* (= Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Bd.15). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 292 S.

Ist vom Anteil jüdischer Deutscher an der Entwicklung der Medizin in Populärmedien und historischer Forschung die Rede, so beziehen sich die Ausführungen meistens auf die Zeit um 1900. Der deutsch-schweizerische Kulturanthropologe und Medizinhistoriker Eberhard Wolff zeigt in seiner Habilitationsschrift jedoch, wie Juden bereits im 18. Jahrhundert an deutschen Hochschulen das Medizinstudium aufnahmen und sich aktiv in die Diskurse rund um die „Aufklärung“ einschalteten. Das Buch ist neben den Einführungskapiteln in drei Hauptteile gegliedert: Professionalisierung der jüdischen Ärzte, die Problematik des Aufeinandertreffens von überkommenen Riten und neuen medizinischen Techniken sowie die wechselseitige Beeinflussung. Die jüdischen Ärzte wirkten sowohl auf die eigenen Gemeinden durch Förderung der „Haskala“ (jüdische Aufklärung) als auch auf das christliche Umfeld ein.

Bereits seit 1998 publizierte Wolff zum Themenkreis „Juden/Medizin“ und löste dabei in der Medizingeschichte und der Kulturanthropologie Debatten aus; einige

Konzeptionen musste er in der Folge auch verändern. Die Habilitationsschrift enthält nun die Synthese dieser Diskussionen. Wolff benennt in einem eigenen Unterkapitel die unterschiedlichen Einschätzungen früherer und heutiger Historiker bzw. Kulturanthropologen. Seine eigene Konzeption beruht auf „Tiefenbohrungen“ (S. 14): lokale Studien zu herausragenden Gelehrten, Debatten und Gegnern, die jedoch – wie ein Blick in die Quellen offenbart – stellvertretend für Diskussionen an anderen Orten stehen (können). Wolff setzt sich ausdrücklich von der „Belanglosigkeit“ (S. 15) ab, die nicht zu Unrecht mikrohistorischen Arbeiten immer wieder vorgeworfen wird. Im Zentrum seiner Analyse stehen Leben, Werk und Wirkung von 17 Berliner jüdischen Ärzten in den Jahren 1735 bis 1800. Er lässt den Leser teilhaben an dem Erfolg einiger herausragender Mediziner wie Marcus Herz (1747–1803), der 1787 mit dem Professorentitel durch den preussischen König geehrt wurde – aber eben nur, weil der Kultusminister mit Herz persönlich bekannt und befreundet war. Seilschaften, Beziehungsgeflechte und der damit verbundene Wunsch nach Auflösung traditioneller Bindungen ermöglichten den gesellschaftlichen und sozialen Aufstieg jüdischer Mediziner. Bisweilen verspotteten die Ärzte die religiös induzierten Ernährungsregeln der Vätergeneration – jedoch taten sie dies erst, als durch das Brodeln der französischen Revolution ganz allgemein der Wunsch und die Möglichkeit nach einer völligen Emanzipation gegeben waren. Dadurch wurde aber auch der bislang Sicherheit gewährende direkte Schutz der jüdischen Minderheit durch den Landesherrn aufgeweicht, und die ebenfalls nach Emanzipation, Professionalisierung und Sicherung der eigenen Position strebenden Mitglieder der christlichen akademischen Eliten konnten eventuell bestehenden Unmut über jüdische Kollegen offener äußern als zuvor. Wolff benennt hierbei den Streit zwischen den Göttinger Ärzten Joseph